

Copy and Paste: Rede über ein bedrohtes Rechtsgut namens „geistiges Eigentum“

*Mitgliederversammlung des Verbandes der Redenschreiber deutscher Sprache (VRdS)
in Frankfurt am Main
29. Mai 2010*

Gesine Palmer©2010

Copy an Paste I. Vorbemerkung zur Themenfindung

Als Thomas Maess mich einlud, hier eine Rede zu halten, war ich fast ein bisschen erschrocken: vor solchen Profis und Redekünstlern zu reden, ist doch riskant. Die maulen nicht nur, wenn es nichts wird, oder scharren mit den berühmten Füßen, die hauen es mir um die Ohren nach allen Regeln der Kunst. Und dann dachte ich: das ist doch was. Wenn es wirklich schlecht ankommt, werden sie mir kundig sagen, warum: da lern ich was. Und wenn die Rede gut ankommt, habe ich ein kleines Lorbeerblatt erworben, das könnte mir die Suppe, an der ich täglich löffele, seit ich mir die öffentliche Rede als Beruf eingebrockt habe, ein wenig würzen. Also sagte ich erst einmal zu.

Aber dann sollte ich auch noch das Thema selbst wählen. Selbst sprechen und das Thema selbst wählen – das gehört eigentlich gerade *nicht* zum täglichen Brot und der täglichen Suppe der Redenschreiber, wieso sollen sie es plötzlich können, und ich wunderte mich sehr. Denn der Redenschreiber schreibt ja seine Reden für andere: der Kunde oder Auftraggeber hat den bestimmten Anlass, zu dem er reden muss, er gibt das Thema vor, und zu seiner Redeweise und Persönlichkeit soll passen, was der Redenschreiber ihm liefert. Der Redenschreiber selbst tritt zurück, setzt sich in die zweite Reihe, produziert Federn, die ein anderer sich an den Hut steckt, und kümmert sich noch darum, dass der Redner sich gut genug fühlt mit alledem, um die Rede auch zu einem Erfolg zu machen. Das erschien mir von Anfang an seltsam, fast misslich. Ich nahm an, dass Redenschreiber von Berufs wegen voller Rancune sein müssten: mehr als so mancher andere in der Produktion. Denn anders als der brotlose oder erfolglose Schriftsteller ist der Redenschreiber nicht einfach arm und vergessen, sondern er ist zwar nicht ganz arm, aber zur Unsichtbarkeit verurteilt. Dabei jedoch ist er nicht nur zur einfachen

Unsichtbarkeit verurteilt wie die Schneiderin, der Bäckerbursche oder der Übersetzer, die irgendwo vor sich hin werkeln, sondern er hat immer diejenigen, die besonders sichtbar sind, besonders nah vor den eigenen Augen. Er muss sich einfülen in den Kunden, dabei aber in sich selbst den zentralen Impuls des Kunden – vorne zu stehen und zu glänzen und zu führen – unterdrücken oder doch so umbiegen, dass er es in einen Genuss verwandeln kann, „durch den anderen zu sprechen,“ – eine „Rolle,“ wie sie klassischerweise die Chefgattin ausfüllt (oder vielleicht eher noch die Geliebte des Chefs, denn diese hat mit dem Redenschreiber die Pflicht zur Unsichtbarkeit gemeinsam). Nehmen wir aber diesen für die Betroffenen oft eher unschönen Fall aus und halten uns an das Paradigma der Chefgattin oder der sichtbaren Mätresse bei Hofe, wie man sie zu Zeiten einer Madame Pompadour kannte: In früheren Zeiten erleichterten solche Damen sich ihr Los durch das relativ komfortable Theorem der natürlichen Differenz der Geschlechter, welches nun einmal die einen zu Herren, die anderen zu Lieferanten und Unterstützern bestimme. Man hielt sich an solche Weisheiten wie „Dienen lerne beizeiten das Weib, denn dadurch gelangt es endlich zum Herrschen.“ Damit war einerseits die vermeintliche Tatsache anerkannt, dass auch Frauen herrschen wollen, andererseits geklärt, auf welchem Wege man ihnen dieses Recht einräumte, auf welche Weise hingegen nicht. Manche Frauen gingen in ihrer Selbstverleugnung so weit, dass sie – wie es von einigen der Geliebten Brechts bekannt ist – ganze Stücke seiner Werke für ihn produzierten. Sie schrieben etwas auf Zettel, und der große Dichter nahm es, copy and paste, und fügte es in sein gerade in Arbeit befindliches Werk ein. Das hieß bei den Frauen Liebe, Hingabe, Großzügigkeit, wurde in der Regel mit sogenannten Depressionen auf Seiten der Frauen bezahlt und wird von manchen männlichen Geistesgrößen an den modernen Frauen schmerzlich vermisst. Kommt man einem der Beteiligten an solchen verschleierte Deals mit der Idee des geistigen Eigentums und der schüchternen Vision, dass doch auch die Hintergrundschreiberinnen gewürdigt werden könnten, wird man sich eine schöne Predigt einfangen. Diese Frauen waren nichts ohne den Großen an ihrer Seite, das ist mal klar. Dafür durften sie sagen, auch ich habe eine enge Beziehung zu dem großen Sowieso gehabt, und vielleicht hat er manche Passagen unter dem Eindruck unserer Begegnung geschrieben. Es soll auch heute Menschen geben, denen das genug ist.

Redenschreiber sind aber häufig Männer, und auch Frauen geben sich heute eher nicht mehr zufrieden mit einem „Rollenmodell“, wie der des Goethe-Zitates, das man früher den höheren Töchtern in die Festrolle zur Hochzeit schrieb.

Dennoch kann man annehmen, dass Sie als Redenschreiber eine der beschriebenen vergleichbare Rolle spielen - wäre da nicht ein kleines Element, das neuerdings etwas bedroht zu sein scheint: Das Element des geregelten Verkaufs einer geistigen Leistung. Anders als die Chefgattin und die verheimlichte inspirierende Geliebte befindet sich der Redenschreiber zu seinem Auftraggeber in einem Verhältnis des über Geld geregelten Austausches konkreter Sachen – Dienstleistung gegen Geld (natürlich sind real auch Eheverhältnisse meistens auf irgendeiner Ebene so geregelt, aber es steht nicht dran und wird als Dienstverhältnis aus guten Gründen von vielen anderen Faktoren, vor allem vom unwägbaren Faktor Liebe in unseren Breiten überblendet). Da hatte ich mein Thema.

Copy and Paste II. Einige grundsätzliche Gedanken über Tugend und Recht

In unserer Führungskräfte-Gesellschaft haben wir uns angewöhnt, die Tugenden von sogenannten Führungspersonlichkeiten sowie die komplementären Tugenden ihrer Zulieferer zu überschätzen und die bürgerrechtliche Vertraglichkeit des Verhältnisses zu unterschätzen. Nur so kann ich mir erklären, dass wir uns alle gegenseitig tagtäglich um die Ohren hauen, wie bescheiden, durchtrainiert und positiv wir zu sein haben und im Grunde natürlich immer schon sind, während wir mit leichter Hand Stimmung machen gegen elementares Bürgerrecht und es sowieso außer Kraft setzen, wo unseren Plänen jemand in die Quere kommt oder als mögliches Objekt führungsorientierter Tugenderziehung aus dem Off auf irgendeinem Silbertablett serviert wird.

Nun ist der Redenschreiber ja nicht durch sein Fach zur Ideologiekritik berufen. Und unser Ehrenpräsident Thilo von Trotha beispielsweise ist des losen Verhältnisses zu den Bürgerrechten völlig unverdächtig, wenn er in einem Interview sagt, Redenschreiben sei Führen und der Redenschreiber dürfe alles sein, nur nicht eitel.

Ich möchte dennoch die Sorge um die Eitelkeit des Redenschreibers zum Anlass für einige grundsätzliche Erwägungen nehmen, und zwar einerseits am Beispiel des ersten Redenschreibers der frühen Neuzeit, dessen Lebensgeschichte ich kennengelernt habe, und andererseits an meiner eigenen – natürlich bescheidenen – Erfahrung in diesem Metier.

Also Eitelkeit geht gar nicht: Klar, möchte man meinen, wenn ich selbst eitel bin und gern ein paar hübsche Federn am Hut trage, werde ich immer maulig sein beim Anblick des Redners, der sich mit den von mir so kunstvoll gefertigten Federn vor den Augen aller schmücken darf. Wenn ich mich selbst gar für eine wunderbare Rednerin halte, kann ich zusätzlich noch geneigt sein zu denken, „also wenn ick da vorne stünde, ick würde det bessa machen.“ Wesentlicher Teil einer Zurichtung zur Redenschreiberin wäre demnach eine möglichst konsequente Austreibung der Eitelkeit: Einübung in die Tugenden der verheimlichten Geliebten, die ihrem geliebten Großdichter selbstlos etwas zur Verfügung stellt, Copy and Paste – hier bitte mein Liebling, für dich und die Welt, immer gern.

Den Vergleich seiner Arbeit mit der einer Geliebten zog bereits der Philosoph John Toland, 1670-1722, als er in einem Brief an seinen Auftraggeber schrieb: “In the meantime I feel like one of your cocette Ladies, who taste all the bitter of the sin while being excluded from the pleasures of your fame.”

Toland war in eine missliche Lage geraten, weil er ein Problem hatte, das wir in unseren re-religiosifizierten Gesellschaften wohl wieder öfter antreffen werden: Er galt als kirchlich und damit bürgerlich nicht zuverlässig. Seit der Veröffentlichung seines Erstlings „Christianity not Mysterious“ (1695) lebte er zum Teil von den Skandalen, die seine Werke immer wieder hervorriefen und deren Einspielungen dann in winziger Münze durch Verleger auch bei ihm ankamen – und zum anderen Teil von Auftragsschreibereien für die politische Partei der Whigs. Diese Arbeiten erlaubten ihm einerseits, große Kontakte zu knüpfen – er war mit Sophie-Charlotte von Preußen und ihrer Mutter befreundet, seit er sein Werk *Anglia Libera* gleichsam als Werbe-Flyer für sein Land nach Hannover hatte überbringen dürfen, – andererseits wurde er im Redenschreiber-Pool von Robert Harley öfter mal das Opfer monströs destruktiver Intrigen. In gewisser Weise und innerhalb der Gelehrtenrepublik ist er das bis heute geblieben: Viele der Wahrheiten und religionsphilosophischen Ideen, die er als

erster ausgesprochen hat, werden noch immer allen möglichen Leuten gutgeschrieben, nur nicht ihm. Sein erstes philosophisches Werk und sein erstes politisches Werk sind noch relativ bekannt, der Rest fast vergessen – aber viel benutzt, copy and paste.

Mancher mag darin eine Strafe der Geschichte für die oberste Untugend des Auftragsschreibers sehen, die da heißt: „Eitelkeit.“ Ich glaube – gerade auf Grund eigener Erfahrung mit Umschwüngen öffentlicher Stimmungen und der sozialen Entblößung, denen ein unter Denklust und Denkwang leidender Mensch ohne den Schutz einer sicheren Stellung oder eines festen Marktsegmentes ausgesetzt sein kann – dass die Sache vielmehr auf einer natürlicherweise verbreiteten menschlichen Neigung beruht, den wirklichen Autor von den besten vermeintlich eigenen Gedanken und Texten besonders geringzuschätzen. Religionen, die aus einer anderen hervorgegangen sind, verfolgen die Anhänger der alten Religion besonders hart, und unter Menschen funktioniert die vermeintlich überbietende Aneignung von fremden Gedanken natürlich auch auf Kosten derer, von denen man sich etwas aneignet. Jedenfalls dann, wenn es sich nicht um ein Verhältnis einverständigen und respektvollen Austausches, sondern um eine illegitime Aneignung handelt. Und so würde ich es eher wie folgt wenden:

Untugenden wie Eitelkeit oder falsche, in die Selbstentwertung abdriftende Bescheidenheit schießen da ins Kraut, wo dem Menschen das Rückgrat einer angemessenen Entlohnung und Anerkennung seiner geistigen Leistung fehlt.

Mit gutem Grund hat unser Grundgesetz zur Wahrung des Respekts vor der auktorialen Leistung ein Urheberrecht festgeschrieben – und die Idee, dieses Recht auszuhöhlen oder gar aufzuheben, weil wir mit technischen Möglichkeiten leben, die seine Durchsetzung erheblich erschweren, wäre der Beginn eines furchtbaren Rückschrittes in eine eigentlich bekannte Barbarei. Politisch-moralische Barbarei und hochentwickelte Technik haben einander noch nie widersprochen. Es ist deshalb, nicht trotzdem die Arbeit der Politik, solche Rückfälle zu verhindern. Redenschreiber sind, egal wie weit sie es in den für sie erforderlichen Tugenden bringen, mit eigenem Interesse an einer Rettung des Urheberrechts beteiligt: Denn das Urheberrecht bildet das Rückgrat und die Würde unserer Arbeit.

Schauen wir uns die Konstellation genauer an: Der Redenschreiber bietet Arbeit, Gedankenarbeit, eine gewisse Vorbildung, möglichst ein Talent und dann auch noch die Bereitschaft, hinter den Redner zurückzutreten, an. Das ist ein ganzes Paket. Insbesondere die Rede aber ist dabei sein geistiges Eigentum. An ihr besitzt er Urheberrechte, über die er frei verfügen kann. Er macht von seinem Verfügungsrecht Gebrauch, um das Produkt dem Redner gegen Entgelt zur Nutzung zu überlassen. Auf diese Weise kann er für die besonderen Anstrengungen und Entbehrungen seines Berufes entschädigt werden.

Dabei spielen die Eitelkeit und der Verzicht auf sie eine eigenartige Rolle. Natürlich wollen wir alle, dass unsere Redner und Politiker und Schriftsteller bitte schön bescheiden sind, und wir haben es gar nicht gern, wenn irgendwem irgendein Ruhm oder gar etwas wie eine natürliche Ausstrahlung und Begabung, wie man so sagt, zu Kopfe steigt. Zugleich müssen wir, wenn wir ehrlich sind, einräumen: Ein Mensch, der sich vor ein großes Publikum stellt, das natürlicherweise so empörungsbereit ist wie begeisterungsfähig, sollte daran auch einen gewissen Genuss haben – denn sonst wäre es nur ein Leiden, öffentlich aufzutreten, und zwar sowohl für den Redner als auch für sein Publikum. Wir müssen dem Redner also etwas Eitelkeit gönnen. Andererseits hat schon der gute alte Nietzsche darauf hingewiesen, dass auch das Prunken mit der Bescheidenheit eine Eitelkeit *sui generis* ist, nur ein bisschen verkrampfter als die offene Eitelkeit. Hermann Schweppenhäuser, der Frankfurter Philosoph, nannte sie „Demutshybris“ – und Mascha Kaléko fragte in einem Gedicht:

„Das ist ein so bescheidner Mensch!

Den mag ein jeder leiden.“

- Wenn dies sein einziger Vorzug ist,

worauf ist er bescheiden?

Wenn man das alles kennt, ist man skeptisch – dennoch war ich unsicher, ob ich es wohl aushalten würde, jemand anderem eine Rede zu überlassen. Ich spreche meine Texte überwiegend selbst und gehöre eher zu den bekennend eitlen Menschen. Seit meiner Studienzeit, in der ich alle Varianten professoraler Eitelkeit nebenbei gelernt habe, halte ich überdies eine maßvolle Eitelkeit bei anderen für eine *auch* soziale Tugend: Der bewusst Eitle achtet zwangsläufig darauf, anderen angenehm zu sein, sonst wird die Eitelkeit doch gar zu

leicht gekränkt durch Kritiker, die recht haben könnten – und sein Bemühen um angenehmes Äußeres und wohltuendes Verhalten kommt anderen zugute. Wer betont nicht auf sich achtet, ist in der Regel nicht angenehmer, und dass wir neben Eitelkeit noch andere Motive der Zuwendung erwarten, versteht sich doch von selbst. Da ich meine Trauerreden ebenso wie meine philosophischeren Vorträge oder meine literarischen Texte selbst spreche, kenne ich als eine Motivation die Freude, wenn die Sache den Leuten gefällt. Darauf lege ich es auch an, und ich denke, das bin ich ihnen wie mir selbst schuldig – natürlich keine ganz uneitle Veranstaltung.

Als ich zum ersten Mal dabei war, wie eine Rednerin ein von mir erstelltes Manuskript vortrug, rechnete ich entsprechend damit, mich nun – unerkannt im großen Publikum sitzend – sehr unwohl zu fühlen. Das Gegenteil war aber der Fall: Ich zitterte mit ihr, ob sie durchkommen würde, ich bangte, ob sie wohl die Flexibilität haben würde, einen Satz aus dem Manuskript zu überspringen, da er bereits von ihrem Vorredner in ähnlicher Form gesagt worden war, und ich freute mich, wie schön sie das alles aussprach, was ich geschrieben hatte. Daneben war ich auch – wie immer – damit beschäftigt zu denken, oh, hier hätte ich ihr dies oder jenes etwas leichter machen sollen usw.

Natürlich kann man in irgendeiner Tugendevaluation sagen, na gut, dann ist mein protestantisches Arbeitsethos eben stärker als das Laster der Eitelkeit, Erziehung gelungen, herzlichen Glückwunsch. Aber ich glaube nicht, dass das der Punkt ist. Denn es gibt andere Fälle, in denen ich bei weit weniger anspruchsvollen Produkten vor Wut schnauben und vor Verletztheit zusammenfallen kann bis zum völligen inneren Bruch mit einer Gesellschaft, in der so etwas möglich ist. Eher schon Klassiker der gekränkten Eitelkeit, sollte man meinen, und kommen Sie mir nicht mit positivem Denken und Gelassenheit, wenn doch, dann baue ich persönlich eine webcam in Ihre Privaträume und gucke, ob Sie es wirklich besser machen.

Wer die Idee der Selbstverleugnung ganz ernst nähme, würde nichts schreiben, schon gar nicht Reden für Politiker. Um Wert auf die Ablieferung eines guten Produkts zu legen, das mehr ist als minimale Abwendung materieller Not und Pflichterfüllung erfordern, brauchen auch Redenschreiber ein Minimum an Eitelkeit und vor allem an Ehrgefühl. Das Rückgrat unseres Ehrgefühls und damit auch unserer Zustimmung zur Arbeitsteilung zwischen Redner und

Redenschreiber ist aber das Bewusstsein, dass wir in einem anständigen Vertragsverhältnis über unser geistiges Eigentum verfügen – sei es, indem wir es als Redemanuskript gegen einen fairen Preis an andere verkaufen, sei es, indem wir selbst unsere Arbeiten präsentieren.

Wenn diese Ordnung durchbrochen wird, ist viel mehr verletzt als ein etwa auszutreibender Überschuss an Eitelkeit. Es ist die Ehre des Menschen: seine soziale Haut. Ehre sei hier also nicht verstanden als irgendein archaisches Relikt, sondern im Sinne des Philosophen Hermann Cohen, der sagt: Ehre heißt immer die (rechtliche) Gleichheit der Menschen ehren. Respekt haben vor ihren Leistungen. Das Gegenteil vor solchem Respekt ist die Nivellierung der Eigenleistung durch den Tastatur-Befehl Copy and Paste.

Ich nehme ein weniger erquickliches letztes Beispiel aus dem Leben, das auch Ihres sein könnte: Manchmal bedient sich jemand an einem meiner vielen in Gesprächen, E-Mails und anderen Medien mal eben herausgehauenen Gedanken, ohne mich zu fragen, und macht damit ein Geschäft oder seine Sonntagspredigt oder was auch immer. Wenn ich das sehe, ist mehr als eine jämmerliche kleine Eitelkeit zerschnitten. Natürlich tauschen wir vieles so aus, dass wir es gar nicht genau merken. Aber Bewusstsein, so viel wie möglich davon, lohnt sich. Nur dann kann man auch bewusst entscheiden, wie man Dinge handhaben will. Ehrenhaft ist es, wenn jemand sagt, ich nehme dein Wort von der gusseisernen Gutmütigkeit oder von der Genusspflicht bitte künftig in meinen Wortschatz auf, ehrenhaft ist, wenn ich zitiere, wen ich zitiere. Unehrenhaft ist es hingegen, Gedanken von anderen zu schnappen und zu zerlegen und selbst zu Markte zu tragen, ihrem Urheber aber den Zugang zu den Märkten systematisch zu verbauen. Ich kenne Menschen, die tun so etwas fast nebenbei, und man weiß, wenn man nicht so genau nachdenkt, oftmals nicht, ob man selbst ohne Sünde ist. Wo dergleichen freilich bewusst gemacht wird, wird es abscheulich. In eindeutigen Fällen stelle ich Leute, die ich „erwische,“ wenn sie sich mir oder anderen gegenüber so verhalten, zur Rede. Wenn sie dann nicht einfach leugnen, machen sie meist instinktiv eine Bewegung, die sie „auf den richtigen Weg“ wenigstens führen *könnte*: Sie beginnen nämlich, die Sache zu verallgemeinern und nach Rechtfertigungen zu suchen. Das nennt man altmodisch Denken, und dafür ist es fast nie zu spät. Aber oft geht das Denken nicht sehr weit, sie kommen gerade so weit, den Anspruch auf Originalität selbst als eine Eitelkeit abzutun, andere hätten auch gute Gedanken. Da wird es dann gleich wieder schändlich. Niemand wird ernsthaft bestreiten, als Zwerg auf den Schultern

von Riesen seine Gedanken zu fassen und oftmals nur zu verknüpfen. Aber schon eine Übersetzung gilt dem Gesetzgeber mit Recht als eine eigene geistige Leistung. Umso mehr die Formulierungen, die nicht in Anlehnung an eine fremdsprachige Vorlage entstehen. In allen diesen Fällen, in denen wir solche Güter austauschen, ist Respekt vor geistiger Arbeit, arbeitsteiliger Organisation und fairem Handel auch mit geistigen Gütern eine unentbehrliche Haltung, um die ich mich selbst nach Kräften bemühe. Man bleibt fehlbar und auf beständige Korrektur und Selbstkorrektur angewiesen. Wo aber im Namen einer vermeintlichen Tugenderziehung (Bescheidenheit, Austreibung der Eitelkeit etc.), die meist nichts weiter ist als eine brutale, den Ausführenden nicht weniger als sein Opfer schändende Misshandlung, Ehr- und Rechtsabschneidungen gerechtfertigt werden oder Leute sich selbst einreden, es sei nicht schlimm, wenn man ihnen Unrecht tut – da scheint mir etwas im Argen zu liegen.

Copy and Paste III: Piraten

Zu einem solchen Kleinreden des Rechts zugunsten eines Großredens der Tugenden von Bescheidenheit und Gemeinnutz-Orientierung neigen aber von rechts die Trainer von Führungskräften und von links die modernen Web-Piraten. Beide begründen ihre Reden für eine Aushöhlung der individuellen Bürgerrechte, insbesondere des Urheberrechts, mit einem Fortschritt der Allgemeinheit: im einen Fall sagen sie, sie wollen für die Allgemeinheit einen Menschen machen, der verdient, sie zu führen, im anderen Fall behaupten sie, der Anspruch der Allgemeinheit auf Teilhabe an Bildungsgütern sei dem Recht der Urheber auf Verfügung über ihr Eigentum vorzuziehen. Anstatt mich in die konkrete Debatte zu begeben, die mehr über Rechte an Musikproduktionen denn Rechte an literarischen Werken geführt wird, komme ich noch einmal auf mein historisches Beispiel zurück. Ich verlasse mich darauf, dass Sie die Übertragung und Anwendung selbst hinkriegen.

Im 17. und 18. Jahrhundert betätigten sich Leute wie John Toland durchaus als Manuskript-Piraten. So manchen literarischen Grundstein der *Republic of Letters* ergaunerten sie irgendwo und ließen ihn ziemlich illegal kursieren. Dass diese Manuskripte trotz der in den einzelnen Ländern unterschiedlich starken Zensur verbreitet wurden, trug sicher zur Entwicklung der Kultur erheblich bei. Es war auch eine gewisse kriminelle Energie vonnöten, nicht nur, um die Manuskripte aus ihren Verstecken zu holen, sondern vor allem, um irgendwo Orte zu

etablieren, an denen ungehindert über ihre Inhalte diskutiert werden durfte. Diese kriminelle Energie dürfte speziell Toland spätestens da entwickelt haben, als am 11. September 1696 sein Erstling in Irland vom Common Hangman öffentlich verbannt wurde wegen unfrommer Inhalte. Toland selbst sollte verhaftet werden, schaffte es aber mit Hilfe von Freunden, sich von der Insel zu retten. Von da an sah er zu, wie er durchkam, und beteiligte sich an der Verbreitung des Traktats von den Drei Betrügern. Er soll auch ein paar Texte aus Bibliotheken entwendet haben, um sie zu analysieren oder in Umlauf zu bringen. Diese – ungesicherten – Gerüchte mögen wahr sein oder falsch: Tolands Leben als Philosoph und politischer Auftragsschreiber war von 2 Dennoch bestimmt.

1. Dennoch – also obwohl er immer wieder Wege fand „to save his bacon“ und sich in semikriminelle Handlungen drängen ließ – exponierte er sich immer auch selbst für die Sache der freien Rede.
2. Dennoch – also obwohl er sich durch sein öffentliches Eintreten für Redefreiheit und einen Rationalismus in Religionsfragen selbst marginalisierte und von jeder offiziellen Karriere ausschloss – hielt er daran fest, dass er ein freier Bürger eines freien England und Mitglied der anglikanischen Kirche sein wollte. Das wäre durchaus nicht nötig gewesen, er war mit William Penn befreundet, und man hatte die Wahl, sich Dissenterkreisen anzuschließen; er fürchtete aber die Geschlossenheit der kleinen Sekte wohl noch mehr als die Härten der Staatskirche, mit deren Legitimierung es ihm ernst gewesen zu sein scheint. Als man ihn bedrängte mit Fragen nach seiner wahren Ansicht, gab er zumindest ein Kriterium an. Die Verlegenheiten des Schreibens unter Zensur brachte er in seiner Schrift Clidophorus (Schlüsselträger) auf den folgenden Punkt:

„When a man maintains what’s commonly believ’d, or professes what’s publicly injoin’d, it is not always a sure rule that he speaks what he thinks: but when he seriously maintains the contrary of what’s by law establish’d, and openly declares for what most others oppose, then there is a strong presumption that he utters his mind.“ [Clidophorus, 1720, S. 96]

Damit schien er sich zwar für die mögliche Glaubwürdigkeit seiner Kirchenfrömmigkeit eher ein Bein zu stellen – aber er fing sich wieder, indem er ja selbst das Kriterium für

Glaubwürdigkeit offen legte und es so in das Feld der Kirche zurückspielte. Er sagte einerseits: ich bin Mitglied dieser Kirche. Wenn ich das nur bin, weil ich es sein muss, ist meine Mitgliedschaft nicht glaubwürdig, also auch die Kirche nicht. Wenn ich aber aus freien Stücken ihr Mitglied bleibe, ist sowohl meine Mitgliedschaft als auch die Kirche glaubwürdig. Denn da ich, obwohl ich es nicht nötig habe, dabei bin, werde ich wohl einen guten Grund, eine Überzeugung haben. So band er die Glaubwürdigkeit der Kirche an die Freiheit der Mitgliedschaft und rettete zugleich seine eigenen Theorien zum rationalen Christentum.

Er wünschte der Kirche eine größere Souveränität – und war sicher, dass diese nur auf ein aktives Engagement auch der Kirchen für eine Verrechtlichung der Freiheit gebaut sein könne. Er „outete“ sich als Fastkrimineller mit keinem anderen Zweck als dem, durch eine solche angedeutete Brechung das Recht selbst zu verbessern. Mit einem ähnlichen Anspruch treten heute Hacker-Clubs wie der Chaos Computer Club und die Piratenpartei auf. Sie *zeigen* ihre Zähne, also ihre Fähigkeit, unerkannt und durch keine legale Barriere gebremst durch das Internet zu laufen – und natürlich verdanken wir es außer der Überzeugungsarbeit, die sie leisten wollen, auch einer kleinen Eitelkeit, wenn sie uns stolz erzählen, dass sie in so ziemlich jeden Rechner einbrechen können. In ihren öffentlichen Auftritten sagen sie, sie wollen die Ausbeutungsaktivitäten großer Musik-Labels bekämpfen und die Rechte der User schützen. Sie warnen davor – so neulich Frank Rieger vom Chaos Computer Club bei einer Veranstaltung in Haus Villigst – Spuren im Netz zu hinterlassen. Musste man früher aktiv werden, um Spuren zu legen, so muss heute jeder User – wie früher nur Kriminelle – aktiv werden, um seine Spuren zu löschen, wenn er nicht in die Fänge von Datenjägern geraten will. Sie informieren über die Schwachstellen der verschiedenen Systeme und warnen vor den unkontrollierbaren Kontroll- und Spionagemöglichkeiten, die sich überall da bieten, wo das Internet genutzt wird. In allem diesem sind diese *Nerds* beeindruckende junge Leute.

Ich bin dennoch skeptisch, und das liegt wohl nicht nur an meinem nicht stehen gebliebenen Alter. Es hat vielmehr damit zu tun, dass eine moralisch-politische Selbstreflexion gerade bei den hochspezialisierten Technikkünstlern mit der technischen Kompetenz kaum Schritt halten kann und sich die Ziele, die sie in ihren Organisationen verfolgen, oft noch nicht sehr klar ausnehmen. Wenn jemand in ihren Augen entweder ein korrupter Unternehmer oder ein der falschen politischen Haltung Verdächtiger ist, kann man sich leicht vorstellen, dass die

Hemmschwelle zum ausbeutenden Hacken gering ist: Wo nur der Staat und die große Wirtschaft als Feindbilder existieren, während die „eigenen“ Leute die Guten sind, die alles Mögliche tun dürfen mit Leuten, die der falschen Seite zuzuordnen, ihnen aber technisch unterlegen sind, lassen sich leicht Verhältnisse denken, in denen einzelne Personen rücksichtslos ausspioniert und ausgebeutet werden. Ich habe in Diskussionen am Rande der Veranstaltung diese Haltung als eine mit Stolz vorgetragene gehört – und anders als von staatlichen Datenschützern keine Anzeichen einer Selbstbindung an bestimmte universale Persönlichkeitsrechte bemerkt. Dass die Hacker sich überhaupt organisieren und zeigen, ist freilich eine große Sache und zeigt ein bestimmtes Umbruchstadium an. Was dabei herauskommen wird – und ob es eine Selbstorganisation geben wird, die Kriterien für Fälle, in denen sie von ihren Fähigkeiten Gebrauch machen oder sich in ihnen selbst begrenzen, deutlicher festlegt – ist noch nicht klar. Hier aber beginnt das Gebiet der ethischen Reflexion, der Ideologiekritik und der politischen Entscheidungsfindung. Der Datenüberfluss der einen, das Aufklärungsdefizit der anderen können ohne eine „Schlußfolgerungslehre“ leicht zur Aushöhlung elementarer Rechte und zur schleichenden, den schlimmen Taten immer nur folgenden Rechtfertigung dieser Skoliose in unserem rechtlichen Rückgrat führen.

Unter ethischen Gesichtspunkten ist die Mahnung, einfach weniger Daten zu erzeugen und weniger Spuren zu hinterlassen, erst einmal nichts als ein Rat zur Geschicklichkeit. Und doch vielleicht ein Anfang. Der zum geflügelten Wort gewordene Satz „Wo ein Trog ist, da kommen die Schweine,“ beschreibt aber nicht nur ein Naturgesetz. Im sozialen Leben gelten nicht nur Naturgesetze: Im sozialen Leben gilt immer auch, was Christina von Braun in Abwandlung eines unbelegbaren Lutherzitates als die Haltung des „Hier stehe ich, ich kann auch anders,“ kennzeichnete. Wenn wir es wollen, können wir die Rechte von Autoren schützen und eine Kultur des Austausch von geistigem Eigentum entwickeln, in der jeder jedem die Ehre gibt. Es darf nicht sein, dass diejenigen, die ihr Urheberrecht und damit die gesellige Kultur der Fairness schützen wollen, der Eitelkeit geziehen werden, während diejenigen, die dieses Recht korrumpieren, als heimliche Helden durch den Datenschungel reiten.

Unser altbackenes Reden von Eitelkeit und Bescheidenheit, das so gut wie immer sehr tugendhaft daher kommt und auch so gemeint ist, wird so bei Piraten wie bei Hütern der guten

Ordnungen immer leicht zu einem Mittel der Rationalisierung tendenziell widerrechtlichen und bürgerrechtsfeindlichen Verhaltens. Das passiert überall da, wo – innerhalb linker wie rechter Gemeinschaften – nicht mehr ein für alle geltendes Recht, sondern die vermeintlich erst einmal abzuprüfenden Tugenden der Einzelnen darüber entscheiden, ob diese Einzelnen in den Genuss ihres bürgerlichen Ehrschutzes kommen dürfen, ob sie in fairem Handel über ihr geistiges Eigentum verfügen dürfen oder nicht.

Aus dem „copy and paste,“ mit dem wir uns oft und gern an öffentlichen Texten bedienen, wird sonst gar zu leicht ein Verfahren zur Gleichmachung von Menschen: „copy and paste,“ Kopieren und einfügen. Dagegen die Rechte der Urheber und der Autorschaft zu stärken ist eine Aufgabe von Redenschreibern und Rednern gleichermaßen.

Copy and Paste IV: Friends, Romans and...

Nachdem ich auf diese Weise das Thema abgearbeitet habe, könnte ich in einer allgemeinen und fair gehandelten abschließenden *Captatio benevolentiae* bemerken, dass ich selbstverständlich diese Rede vor allem aus Rücksicht auf Sie nicht als eine ganz große Rede gestaltet habe: Denn hätte ich, eine kleine Trauerrednerin aus Berlin, hier plötzlich eine ganz große Rede vom Format jener berühmten Rede des Marc Anton in Shakespeares' *Julius Cesar* gehalten, hätten Sie sich am Ende alle so schlecht gefühlt wie ich am Anfang. Nur ein sehr großer Redner vor einer sehr großen Versammlung darf das riskieren. In einer Versammlung von sehr engagierten und sehr kompetenten Redenschreibern hingegen muss auch die zur Einführungsrede ausersehene Redenschreiberin neben ihrer Kompetenz ein wenig Bescheidenheit beweisen. Ich hoffe, immerhin etwas geliefert zu haben, auf das ich bescheiden sein kann, und bedanke mich für Ihre Aufmerksamkeit.